Erinnerungen auf dem Weg nach Warschau

Frankfurt/Oder – »Letzte Abfahrt vor der Grenze«. Mein Wagen rollt an diesem neblig-trüben Wintertag auf holpriger DDR-Autobahn der Oder-Brücke zu. Ich bin auf dem Wege nach Warschau zum Dienstantritt als Presseattaché an der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Der blaue Diplomatenpaß in meiner Tasche hatte sich schon an der deutsch-deutschen Grenze im thüringischen Wartha als überraschendes »Sesam, öffne dich!« erwiesen. So schnell und so zuvorkommend hatten mich die DDR-Grenzer bei meinen früheren Reisen hier noch nie abgefertigt. In knapp zehn Minuten waren die Formalitäten erledigt, und ich hatte freie Fahrt gen Osten. Ein bis zwei Stunden Wartezeit sind hier sonst die Regel.

Noch ein Pulk schwarz-rot-goldener Zirkelhammer-Fahnen, dann bin ich auf der Oder-Brücke. Vor mir die weiß-rote Flagge der Volksrepublik Polen, die grauen Abfertigungsgebäude und die verschneiten Kiefernwälder auf dem jenseitigen Oderufer. Unter mir die trägen, dunklen Fluten des Grenzstromes, der an diesem 14. Januar 1980 eisfrei ist. Die dünne Schneedecke auf den Feldern diesseits und jenseits der Oder deutet auf einen bisher eher milden Winterverlauf hin.

Fast auf den Tag genau vor 35 Jahren, bei hohem Schnee und mehr als 20 Grad Frost, hatte ich an der Hand der Mutter als Vierjähriger, vor der sowjetischen Armee aus Thorn flüchtend, den Weg in umgekehrter Richtung angetreten. Nicht wie heute, warm und komfortabel im Auto, sondern in einem kalten, mit Flüchtlingen überfüllten Personenzug, der als einer der letzten den Hauptbahnhof Thorns verließ.

In meiner Erinnerung formen sich Bruchstücke zu einem unvollständigen Bild: Die Mutter, einen Rucksack mit dem Notwendigsten auf dem Rücken, den Kinderwagen schiebend, in dem der neun Monate alte Bruder liegt. Beißende Kälte und verschneite Straßen in Thorn. Unsere hilfsbereiten polnischen Nachbarn, bei denen ich

ebenso zu Hause war wie bei meinen Eltern, bringen uns zum Bahnhof. Sie waren es, die mich die ersten Worte der polnischen Sprache lehrten, deren Klang ich nie mehr aus dem Gedächtnis verlor. Unterwegs das dumpfe Grollen der herannahenden Front, das mir deshalb in Erinnerung geblieben ist, weil es die Erwachsenen zu noch größerer Eile antrieb. Tränenreicher Abschied von unseren Nachbarn. Wird man sich jemals wiedersehen? Dann die Fahrt ins Ungewisse.

Die Familie meines Vaters, Handwerker aus Württemberg, war Anfang des 19. Jahrhunderts in das Kulmer Land gekommen. Sie hatte die Enge ihrer Heimat verlassen, um sich im Osten eine neue Existenz aufzubauen, wo tüchtige Handwerker gesucht wurden. Es war für mich in Warschau eine Überraschung, dort einen polnischen Zweig der Reiff-Familie kennenzulernen, die ihre Ursprünge ebenfalls auf Vorfahren aus dem früheren Königreich Württemberg zurückführt. Die Vorfahren meiner Mutter waren evangelische Salzburger, die wegen ihres Glaubens aus Österreich vertrieben wurden und in Westpreußen, zwischen Graudenz und Deutsch-Eylau, eine neue Heimat fanden. Sie waren Bauern, die mit ihrem Fleiß zur Blüte dieses Landes beigetragen hatten.

Der Stadtteil Mocker in Thorn, in dem meine Eltern lebten, war überwiegend von Arbeitern und kleinen Handwerkern bewohnt. Deutsche und Polen lebten hier Tür an Tür. Die meist ebenerdigen Häuschen aus Fachwerk und Ziegeln boten das typische Bild eines Arbeiterviertels aus wilhelminischer Zeit im damaligen West- und Ostpreußen. Schuppen und Stall gehörten dazu und ein kleiner Garten. Auch meine Eltern bewohnten ein solches Haus, bescheiden aber wohnlich, gemeinsam mit einer polnischen Familie als Untermieter.

Meine Eltern wußten von der Eintracht zu berichten, die in unserem Hause und in der Nachbarschaft zwischen Deutschen und Polen herrschte und oft auch dann nicht Schaden nahm, als 1939 die nationalistischen Leidenschaften auf polnischer wie auf deutscher Seite geschürt wurden. Eine schreckliche Folge war der Marsch jener von polnischer Polizei im August 1939 zusammengetriebenen Deutschen von Thorn nach Warschau und Lowicz, bei dem viele alte Menschen vor Erschöpfung umkamen und andere in blindem Haß getötet wurden. Nach dem Sieg Nazi-Deutschlands über Polen dann die blutige Rache mit millionenfachem Mord, mit Folter, Gefängnis und Konzentrationslager. Es waren die finstersten Stunden deutsch-polnischer Nachbarschaft, deren Grundlagen nicht nur von einer Seite zerstört wurden. Aber das nationalsozialistische Deutschland hat ihr zweifellos den schlimmsten Schaden zugefügt.

Als ich am 21. Januar 1941 in Thorn geboren wurde, war die Stadt als Folge des Krieges wieder deutsch. Hakenkreuzfahnen waren die Visitenkarte der neuen Obrigkeit. An diesem Tage schrieb das nationalsozialistische Lokalblatt »Thorner Freiheit«, indem es den »Reichspressechef« zitierte, mit den Nazis habe sich in Deutschland *»eine kopernicanische Wende des Geistes«* vollzogen. Welch eine Verhöhnung des Kopernikus, dieses größten Sohnes der Stadt Thorn. Es war vielmehr der Ungeist des Faschismus deutscher Prägung, der in der Weichselstadt eingezogen war und sich anschickte, seine unauslöschlichen verbrecherischen Spuren zu hinterlassen. Auch von »Sozialismus« war in dem Naziblatt an diesem Tage die Rede. »Der wahre Sozialismus«, so hieß es da, werde nur im Nationalsozialismus verwirklicht. Er biete allen Schaffenden die gleichen Chancen und bei gleichen Fähigkeiten die gleichen Aussichten des Erfolgs.

Im Lokalteil des NS-Parteiorgans dominierte an diesem 21. Januar 1941 bei dem ohnehin bescheidenen Nachrichtenangebot die Berichterstattung über Parteiaktivitäten. In Kulm findet eine Parteischulung zur »Geschichte des Weichsellandes« statt. Der »Kreisschulungsleiter« weist nach, »daß der westpreußische Boden urdeutscher Boden ist«. Die Thorner NS-Kreisleitung berichtet, in der Bevölkerung sei ein »besonderes Vertrauensverhältnis zur Partei hergestellt worden«. Offenbar hatte es daran gemangelt, und nicht alle Bürger waren bereit, gleich hinter der Hakenkreuzfahne herzumarschieren. Das Blatt meldet, mit der Einführung von Lebensmittelkarten sei »eine gerechte und vor allem geregelte Verteilung« von Fett und Fleischwaren erreicht worden. Der Thorner Polizeidirektor teilt mit, daß »Trunkenbolde« auf eine »Trinkerliste« gesetzt werden. Gastwirte dürften ihnen, so lange sie darauf registriert seien, »keine alkoholischen Getränke verabfolgen«. Zeitgenössische Momentaufnahmen aus dem Jahre 1941. Ich bin den Archivaren in Thorn dankbar, daß sie mir eine Kopie dieses Zeitdokuments vom Tage meiner Geburt schenkten.

Wie nationalsozialistischer Größenwahn und ein verbrecherisches Regime endeten, haben dann in den Januartagen des Jahres 1945 Mil-

lionen am eigenen Leibe erfahren müssen. Schuldige und noch mehr Unschuldige. Haus und Hof stehenlassend, auf der Flucht vor der anrückenden sowjetischen Armee, haben auch meine Großeltern mit Pferd und Wagen ihr Dorf im Kulmer Land verlassen müssen, um sich durch Eis und Schnee zu den rettenden Häfen an der Ostseeküste durchzuschlagen. Von dort der Marinetransport nach Dänemark, wo die Familien des Bauerntrecks aus dem Kulmer Land interniert wurden. Tausende jener Flüchtlinge, die sich hier der Todesgefahr entronnen wähnten, starben in dänischen Lagern den Hungertod. Die Grabsteine auf dem jütländischen Friedhof Gedhus, auf dem auch meine Großmutter ihre letzte Ruhestätte fand, dokumentieren schreckliche Schicksale. Auch diese Toten sind eine stete Mahnung zum Frieden.

Was meiner Familie blieb, war die Erinnerung an eine nun ferne Heimat, waren Wehmut und Sehnsucht. Geblieben ist einzig der Hausschlüssel, den meine Mutter für alle Fälle mitnahm, falls es doch wieder nach Hause gehen sollte. Nein, es gab keine Rückkehr in die Stadt an der Weichsel. Zwar paßt der Schlüssel noch heute in die Tür des Thorner Hauses, aber ich werde ihn nicht mehr gebrauchen. Dieses Kapitel unserer Familiengeschichte ist abgeschlossen.

Das Bild der Heimat an der Weichsel, in der ersten Zeit in Erzählungen viele Male belebt, verblaßte mit den Jahren. Hessen wurde uns zur neuen Heimat. Ich bin dort aufgewachsen und fühle mich als ein Kind des Hessenlandes, denn hier habe ich die prägenden Eindrücke meiner Kindheit und Jugend empfangen. Wie mir geht es den meisten anderen meiner Generation aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Sie sind Niedersachsen, Rheinländer oder Bayern geworden.

Ich kann nicht leugnen, daß die Erzählungen der Eltern bei mir eine gewisse Neugierde auf meinen Geburtsort weckten. Damals konnte ich noch nicht ahnen, daß mich mein beruflicher Weg einmal nach Polen führen würde. Den ersten Besuch in Thorn machte ich 1970, als ich für den Deutschlandfunk in Köln von der Posener Messe berichtete. Es war für mich ein merkwürdiges Gefühl, als ich das Ortsschild von »Toruń« erreichte, wie die Stadt heute wieder heißt, und wenig später der Thorner Hauptbahnhof auftauchte, von dem aus wir am 20. Januar 1945 die Flucht nach Westen angetreten hatten. In diesem Moment schloß sich hier ein Kreis meines Lebensweges.

Die breite Weichsel und das herrliche mittelalterliche Stadtpanorama haben Thorn zu Recht das Prädikat »Königin der Weichsel« eingebracht. Stadt und Strom bilden hier eine überwältigende Einheit. Die Türme der gotischen Kirchen und des Rathauses, die Stadtmauer, die den Altstadtkern zur Weichsel hin umgibt – all dies bildet ein einzigartiges Ensemble europäischer Architektur, in dem in seltener Harmonie die unterschiedlichen Baustile von der Backsteingotik bis zum Klassizismus zusammengefügt sind. Wie viele Male hatte ich dieses einmalige Panorama schon auf Fotografien gesehen. Nun lag es in seiner ganzen Schönheit als Realität vor mir. Ich empfand in diesem Moment so etwas wie Stolz darüber, in einer solch schönen Stadt geboren zu sein.

Aber sonst: Für mich ist Thorn eine polnische Stadt, die aber ihre deutschen Spuren nicht leugnet. Da gibt es in Fülle Historisches: Das gotische Rathaus als Ausdruck bürgerlichen Selbstbewußtseins einer einst reichen und mächtigen Hansestadt; Kopernikus, der Astronom, der so revolutionär unser Weltbild verändert hat (»terrae motor solis caelique stator«); die unzerstörten, mit der Patina des Alterns überzogenen Patrizierhäuser der Altstadt; all die im satten Rot ihrer Ziegeln

leuchtenden gotischen Kirchen, und dann erst der atemberaubende Blick vom Rathausturm auf Häuser und Gassen mit dem Weichselstrom als unvergänglicher Kulisse.

Thorn ist eine Stadt beispielhafter gemeinsamer deutsch-polnischer Geschichte und enger Nachbarschaft beider Völker in guten wie in bösen Tagen. Sie steckt voller Merkwürdigkeiten. Da ist die Garnisonkirche, die zu Zeiten Kaiser Wilhelms II. als neugotischer Ziegelbau errichtet wurde und ursprünglich evangelisch war. Nach 1918 diente sie, als nun katholisches Gotteshaus, der Armee der Polnischen Republik. 1939 dann wieder deutsche und evangelische Garnisonkirche, und seit es die Volksrepublik Polen gibt, besuchen die Soldaten des kommunistischen Staates hier die Sonntagsmesse. Anschaulich dokumentiert das Beispiel dieser Kirche die wechselvolle Geschichte dieser Stadt.

Bei meiner zweiten Reise nach Polen im Jahre 1971 war der deutsch-polnische Vertrag über die Grundlagen der Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen bereits abgeschlossen und damit ein neues Kapitel in den beiderseitigen Beziehungen aufgeschlagen. Dieser Vertrag hat wie kein anderer der Ostverträge die Menschen in unserem Lande bewegt. Für mich bedeutete dieser Vertrag eine Aufforderung, aktiv am Brückenbau zwischen Deutschen und Polen mitzuwirken, damit, wie Willy Brandt es damals den Deutschen von Warschau aus sagte, Grenzen weniger trennen als bisher und die Kette des Unrechts durchbrochen wird. Es werde ja nichts preisgegeben, was nicht längst verspielt worden sei von dem verbrecherischen Regime des Nationalsozialismus. Und mit einem Blick auf jene, deren Heimat einst jenseits der Oder lag, fügte er aber auch hinzu, daß sich die Geschichte des deutschen Ostens nicht willkürlich umschreiben lasse.

Nun galt es auf beiden Seiten, neue Realitäten für eine gutnachbarliche und vor allem friedliche Zukunft zu schaffen.

Es überrascht nicht, daß die Grenzfrage bis heute Diskussionsthema blieb, obwohl der Vertrag dazu klare Aussagen macht. Auf deutscher wie auf polnischer Seite gibt es Kreise, die auch heute noch aus ihrer Ablehnung dieses Vertrages, selbstverständlich aus unterschiedlichen Gründen, keinen Hehl machen. Die einen, um illusionäre Besitzansprüche aufrechtzuerhalten, und die anderen, um ihre antideutschen Gefühle pflegen zu können. Ihnen muß immer wieder der Artikel I des Vertrages in Erinnerung gerufen werden:

(1) Die Bundesrepublik Deutschland und die Volksrepublik Polen stellen übereinstimmend fest, daß die bestehende Grenzlinie, deren Verlauf im Kapitel IX der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz vom 2. August 1945 von der Ostsee unmittelbar westlich von Swinemünde und von dort die Oder entlang bis zur Einmündung der Lausitzer Neiße und die Lausitzer Neiße entlang bis zur Grenze mit der Tschechoslowakei festgelegt worden ist, die westliche Staatsgrenze der Volksrepublik Polen bildet.

(2) Sie bekräftigen die Unverletzlichkeit ihrer bestehenden Grenzen jetzt und in der Zukunft und verpflichten sich gegenseitig zur uneingeschränkten Achtung ihrer territorialen Integrität.

(3) Sie erklären, daß sie gegeneinander keinerlei Gebietsansprüche haben und solche auch in Zukunft nicht erheben werden.

Dies sind klare, unmißverständliche Aussagen, denen nichts hinzuzufügen ist. Ohne Zweifel war die Bundestagswahl 1972 auch ein Plebiszit für die Ostverträge und insbesondere auch für den Vertrag mit Polen. Der überwältigende Wahlsieg der Sozialdemokraten war das eindeutige Ja der Bundesbürger zu den Vereinbarungen über die Normalisierung der Beziehungen zum polnischen Nachbarn. Spätestens damals hätte Schluß sein müssen mit den Diskussionen über die deutsch-polnische Grenze. Aber auch diejenigen, die noch heute von einer Rückkehr in die Ostgebiete faseln, wissen genau, daß nur mit einem Krieg die Änderung der bestehenden Grenzen möglich ist, denn es gibt nicht einen einzigen Polen, der freiwillig zu einer Grenzrevision bereit wäre. »Schlesien bleibt unser« ist eine verantwortungslose und gefährliche Illusion. Die Menschen in den polnischen West- und Nordgebieten, von denen viele selbst ihre Heimat in den von der Sowjetunion annektierten ehemals polnischen Gebieten verloren haben, können aber ruhig schlafen. Keiner von denen, die heute so lautstark ihre angeblichen Rechtspositionen bekräftigen, würde auch tatsächlich zurückkehren wollen. Die meisten von ihnen sind schon viel zu alt, um noch einmal neu anzufangen, und die jüngeren Generationen haben kein Interesse und hängen zu sehr an ihrem hohen Lebensstandard, als daß sie bereit wären, auf ihn zu verzichten. Es bleibt dabei: Der von Deutschland begonnene und verlorene Krieg hat unabänderliche Fakten geschaffen. Die einst deutschen Ostgebiete sind und bleiben polnisch.

Da bedarf es gar nicht der atemberaubenden Gehirnakrobatik einiger polnischer Historiker, die schwülstig von der »Rückkehr geraubten polnischen Landes zur Muttererde« und von »urpolnischen Gebieten« reden. Wohin kämen wir eigentlich in Europa, wenn jeder anfinge, mit dieser Art Argumenation seine vermeintlichen Besitzansprüche beim Nachbarn geltend zu machen. Wann, so möchte man fragen, werden diese »Historiker« schließlich auch von der Sowjetunion die Herausgabe Litauens und anderer Gebiete der westlichen UdSSR als »urpolnisches Land« verlangen?

Wenn Polens Medien angewiesen wurden, das Thema »Westgrenze« propagandistisch auszuschlachten, dann hatte das zwar Methode, zeugte aber auch von Unsicherheit und einem eklatanten Mangel an Selbstbewußtsein. Verunsichert wird die eigene Bevölkerung, die heute in den ehemaligen deutschen Ostgebieten in Ruhe leben möchte. Vor allem diesen Effekt erzielt eine solche Propaganda.

Da wird dann eine Geschichte symptomatisch, die ich in der Wojewodschaft Wroclaw (Breslau) erfuhr: In einem niederschlesischen Dorf zur Zeit der Medienkampagne gegen das Motto »Schlesien bleibt unser« fragt ein Bauer einen polnischen Journalisten, ob denn wirklich zu befürchten sei, daß die Deutschen wiederkommen und ihren Besitz zurückverlangen werden. Wie sonst sei zu erklären, daß Polens Zeitungen und das Fernsehen sich so ausgiebig mit dem Schlesier-Motto befaßten. Sie, und damit meinte der Bauer seinen Gesprächspartner, können ja ruhig schlafen. Ihr Haus ist erst nach dem Kriege gebaut worden. Darauf können die Deutschen keinen Anspruch erheben. Er aber wohne auf einem Hof, der vor 1945 deutscher Besitz war. Da müsse er sich schon sorgen, daß ihn die Deutschen davonjagen werden. Aber, so meinte er dann, sich selbst beruhigend, Haus und Hof habe er stets in Ordnung gehalten. Vielleicht werde man ihm, sozusagen als Belohnung dafür, ein oder zwei Zimmer als Wohnung lassen.

Dieser polnische Bauer ist bestimmt nicht der einzige, der sich heute noch immer unsicher fühlt. Gemeinsam mit gewissen Politikern in der Bundesrepublik Deutschland, die nur durch die polnischen Medien wichtig erscheinen, wirkt die Propaganda in Polen fleißig mit, im eigenen Land ein Unruhe- und Unsicherheitspotential zu erhalten. Warum, so frage ich mich, hält man sich in Polen bei der Beurteilung provozierender Verbalismen aus der Bundesrepublik Deutschland

nicht gelassen an die Realität der jetzt vertraglich festgeschriebenen Westgrenze?

An diesem 14. Januar 1980 wird mir beim Passieren der Grenze wieder bewußt, wieviel sich doch seit der Unterzeichnung des Vertrages im Dezember 1970 zwischen Polen und Deutschen und im Verhältnis zwischen beiden Staaten positiv verändert hat, als der polnische Grenzbeamte mich betont freundlich willkommen heißt und mir einen angenehmen Aufenthalt in Polen wünscht.